Quo vadis Kirche? Was ist zu tun?“

Spätestens seit Erscheinen des Kommentarbandes zur 5. EKD-Mitgliedschaftsstudie im November 2015 ist es offenkundig: Der Streit um die zukünftige Gestaltung der Evangelischen Kirche in Deutschland ist in vollem Gang und betrifft sowohl Fragen der empirischen Bestandsaufnahme als auch der konzeptionellen Ausrichtung. Im Untertitel des voluminösen Bandes werden die beiden kontroversen soziologischen Deutungsmuster irenisch mit einem „und“ verbunden: „Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung“. Schlägt man das Buch auf, wird aber schnell deutlich, dass hier zwei Deutungen der gegenwärtigen Situation von Kirche unversöhnlich aufeinanderprallen, die zu sehr unterschiedlichen Konsequenzen führen:

Auf der einen Seite stehen Religionssoziologen wie Detlef Pollack und Gert Pickel. Sie diagnostizieren u.a. wegen der zurückgehenden religiösen bzw. kirchlichen Sozialisation für Evangelische Kirche eine „Stabilität im Abbruch“.[[1]](#footnote-1) Zwar wird dann betont, dass sich diese auch angesichts einer solchen „eher düsteren Prognose“[[2]](#footnote-2) durchaus weiter etwa um Heranwachsende bemühen soll – doch werden lediglich pragmatische Abwehrgefechte empfohlen. Auf der anderen Seite bestreiten Religionssoziologen wie Stefan Huber vehement die Exklusivität des bei Pollack und Pickel leitenden Paradigmas der Sozialisation. Vielmehr geht Huber von „fortwährender Präsenz von Transzendenzerfahrungen (aus), die aus anthropologischen Gründen fast zwangsläufig auftreten“.[[3]](#footnote-3) Von daher empfiehlt er eine Neuprofilierung von Kirche als „Schutz- und Deutungsraum für religiöse Selbst-Erfahrung!“[[4]](#footnote-4) und warnt vor den von Pickel und Pollack vorgetragenen, strukturkonservativen Schlüssen aus den Daten als „verhängnisvoll“.[[5]](#footnote-5) Der Zürcher Praktische Theologe Thomas Schlag empfiehlt statt der Metapher vom „Abbruch“ die vom „Umbruch“.[[6]](#footnote-6) Offenkundig war die wesentlich durch Pollack und Pickel vorgegebene säkularisierungstheoretische Grundierung der 5. EKD-Mitgliedschaftsumfrage in ihrer Einseitigkeit nicht mehr allgemein durchsetzbar. So nahmen die EKD-Strategen wenigstens einige kritische Kommentare in den Berichtsband auf. Vor allem Stefan Huber bezweifelt den Wert der EKD-Umfrageergebnisse grundsätzlich. Sein Hauptvorwurf ist, dass in der EKD-Untersuchung „Transzendenzerfahrungen, die nicht in traditionellen Begriffen und Symbolen interpretiert werden, aus dem Blickfeld geraten.“[[7]](#footnote-7) Dazu weist er – im Rückgriff auf die ALLBUS-Umfrage – darauf hin, dass schon die Anlage des Fragebogens eine Engführung auf „kirchlich-religiöse Semantik“[[8]](#footnote-8) enthält und damit entsprechende Antworten bei den Befragten suggeriert.

Ich will mich jetzt nicht an der religionssoziologischen Auseinandersetzung um die EKD-Umfrage beteiligen. Sie kann allenfalls davor warnen, sich von anscheinend sicheren Umfrage-Ergebnissen leiten zu lassen. Vor allem gilt es den Gegenstand genauer zu klären, der untersucht werden soll. Deshalb trete ich einen Schritt zurück und gehe die hinter dem Streit stehende Frage der Kirchenreform grundsätzlicher an. Dazu sei noch einmal knapp anhand weniger Daten und Phänomene daran erinnert, warum es notwendig ist „Quo vadis Kirche?“ zu fragen. Sodann kläre ich den Begriff „Kirche“ theologisch. Dabei kommt die Konzeption der Kommunikation des Evangeliums in den Blick, die mit Kirche nicht einfach deckungsgleich, aber nach evangelischem Verständnis grundlegend für diese ist. Von hieraus blicke ich auf die heutige Situation Evangelischer Kirche in Deutschland. Es lassen sich bereits in erheblichem Umfang Umstellungen in kirchlicher Praxis beobachten. In einem vierten Schritt weise ich exemplarisch auf einige diesbezügliche innovative Ansätze hin. Schließlich münden meine Überlegungen in die These, Evangelische Kirche als ein Assistenz-System für die lebensweltlich vielfältigen Ekklesiai an den unterschiedlichsten Orten zu verstehen.

1. Einige Probleme und Herausforderungen

Die Stellung der Kirche in der Gesellschaft (und wohl im Staat) befindet sich – wieder einmal – in einem Umbruch. Darauf weist äußerlich schon die Zahl der Kirchenmitglieder hin. Waren 1950 51,1% aller Deutschen (landeskirchlich) evangelisch und 44,3% römisch-katholisch, so sank ihr Anteil bis 2013 auf 28,5% bzw. 29,9%. Umgekehrt stieg die Zahl der statistisch „Sonstige“ Genannten von 1950 4,1% auf 41,4%, wobei hiervon etwa 2,1% orthodoxe und 0,4% freikirchlich organisierte Christen sind.[[9]](#footnote-9) Ohne auf die verschiedenen Ursachen dieser Entwicklung einzugehen, muss man konstatieren: *Die Kirchenmitgliedschaft verändert sich von einer Selbstverständlichkeit zu einer* *Optionalität*. Zugleich erweisen sich die institutionellen Strukturen Evangelischer Kirche als recht stabil bzw. kritisch formuliert: starr. Ihr staatsanaloger Verwaltungsapparat, ihre parochiale Grundstruktur und auch ihre finanzielle Ausstattung scheinen von solch tief greifenden Veränderungen nicht oder nur wenig betroffen. In der pastoralen Praxis ist der Wandel aber unübersehbar. Nur drei Beispiele:

- Veränderungen in der liturgischen Partizipation: Seit Jahrzehnten geht die Zahl der Menschen, die sonntags in einen evangelischen Gottesdienst gehen, kontinuierlich zurück. Andere Gottesdienste wie etwa am Heiligabend, bei der Einschulung oder zu anderen gemeinwesenbezogenen Anlässen erfreuen sich dagegen teilweise zunehmender Attraktivität – wohl auch bei Nichtkirchenmitgliedern.

- die Probleme im Umfeld bei Presbyterwahlen: Zum einen sind es mittlerweile nicht mehr nur einige besondere Kirchengemeinden, in denen es schwer fällt, überhaupt Kandidat/innen zu gewinnen. Zum anderen sinkt die Zahl der dann tatsächlich zur Wahl Gehenden meistenteils in einen Bereich ab, der zumindest die Legitimation der Gewählten fraglich erscheinen lässt. Es sei nur hinzugefügt, dass damit eine wesentliche Säule des presbyterial-synodalen Kirchenmodells und so dieses selbst in Frage steht.

- Auseinandersetzungen bei Kasualien hinsichtlich Getaufter: Wohl jeder Pfarrer/jede Pfarrrein kennt die Probleme um die kirchliche Bestattung des Großvaters, der aus der Kirche ausgetreten war, oder das Unverständnis eines jungen Elternpaares darüber, dass ihr bester Freund nicht Taufpate ihres Kindes werden darf, weil er nicht mehr Kirchenmitglied ist. Mancherorts sind dies keine Ausnahmefälle mehr, denen man etwa mit Formeln wie „seelsorgerliches Ermessen“ beikommen kann, sondern häufige Fälle. Unversehens wird dabei der Pfarrer/die Pfarrerin, der/die sich als Seelsorger/in versteht, zu einem Religionsbeamten/einer Religionsbeamtin, der/die den Menschen nicht verständliche Rechtsvorschriften zu exekutieren hat.

1. Der Begriff „Kirche“

Ein so alter und inhaltsreicher Begriff wie „Kirche“ kann nur durch geschichtliche Retrospektive angemessen geklärt werden, soll nicht nur affirmativ Bestehendes fortgeschrieben werden – was angesichts der eben skizzierten Probleme auf Dauer schwer möglich sein dürfte. Christliche Kirche verdankt sich historisch und theologisch wesentlich Impulsen, die vom Auftreten, Wirken und Geschick Jesu von Nazareth ausgingen. Schon bald gewannen sie organisatorisch Gestalt, wobei der jeweilige Kontext prägte. So bildete sich aus einer kleinen Bewegung ein hierarchisch gegliederter Staatskult (cultus publicus), der auch den kulturellen Übergang im Zuge der germanischen Völkerwanderung überstand. Nach mancherlei Vorläufern legte die Reformation Protest gegen die sich dabei entstandene Form von Kirche ein und erinnerte wieder an die biblisch bezeugten Ursprünge, allerdings nur mit teilweisem Erfolg.

2.1 Im Mittelpunkt des Auftretens und Wirkens Jesu stand nach den Berichten der synoptischen Evangelien die Botschaft von der anbrechenden Gottesherrschaft. Er kommunizierte sie in drei Modi:[[10]](#footnote-10)

* In Form von *Lehr- und Lernprozessen,* wie sie wohl am deutlichsten in den Gleichnissen zum Ausdruck kommen. Hier nahm Jesus allgemein allen Menschen zugängliche Phänomene des Alltags auf und machte sie auf Gottes liebevolles Wirken hin durchsichtig.
* In Form von *gemeinschaftlichen Feiern,* wie sie Berichte von Mahlzeiten zeigen. Dabei überschritt Jesus die damals üblichen Exklusionen und Segregationen. Selbst mit „Sündern“ und „Zöllnern“ saß er am Tisch.
* In Form von *Helfen zum Leben,* das sich in Heilungen zeigte. Auch hier fällt auf, dass Jesus bestehende Grenzen etwa ethnischer Art sprengte (zur Dynamik dieses Prozesses s. Mt 15,21-28) sowie grundsätzliche Neuausrichtung des Lebens (Sündenvergebung) und physische Heilung miteinander verband.

Besondere Aufmerksamkeit verdient, dass diese drei Modi, das Evangelium zu kommunizieren, bei Jesus untrennbar miteinander verbunden waren.

Nach seinem Tod und dem damit sich unmittelbar anschließenden, überraschenden Neuaufbruch seiner Anhängerinnen und Anhänger bildeten sich schnell auf verschiedenen Ebenen Sozialformen, die im Neuen Testament u.a. mit dem damals keinesfalls religiös oder kultisch, sondern profan konnotierten Begriff *„Ekklesia“* bezeichnet wurden, und zwar:

* In weltweiter, also die ganze Ökumene (im Sinne des bewohnten Erdkreises) umfassender Weise;
* in Landschaften wie Syrien oder Cilicien;
* in Städten wie Korinth;
* in der damals grundlegenden Sozialform des Hauses.[[11]](#footnote-11)

Von diesen vier Sozialformen hat im Neuen Testament keine eine Präferenz. Ihre Gemeinsamkeit ist der Bezug auf Jesus Christus als Herrn. In der Christentumsgeschichte bildeten sich weitere Formen von „ekklesia“ aus. Für den Bereich der evangelischen Konfession nennt Jan Hermelink fünf „Organisationstypen“: „eine parochiale, eine landeskirchliche, eine vereinskirchliche, eine konvents- und eine funktionskirchliche Grundstruktur“.[[12]](#footnote-12)

Zwei Handlungen erlangten schnell eine besondere Bedeutung in und für die neue Gemeinschaft(en): die Taufe und das gemeinsame Mahl. Beide sind religionsgeschichtlich gesehen mimetische Vollzüge, die an anthropologische Notwendigkeiten, Reinigung und Ernährung, anschließen. Inhaltlich sind sie durch die Anamnese an Jesus geprägt, also seine Vergangenheit und Zukunft umfassende Vergegenwärtigung. Denn Jesus selbst wurde mit Wasser begossen; er aß und trank mit seinen Mitmenschen und ließ sie dabei den Anbruch der Gottesherrschaft entdecken.

2.2 Schon im 2. Jahrhundert begegnen erste Formen der *Kontextualisierung* der genannten Modi der Kommunikation des Evangeliums sowie der damit verbundenen Sozialformen. Bis zum Ende des vierten Jahrhunderts vollzog sich ein tief greifender Wandel von der Interpretation des jüdischen Glaubens bei Jesus hin zu einem gut organisierten und mächtigen Cultus publicus. Der historisch freilich nicht unumstrittene Begriff der konstantinischen Wende deutet die damit verbundenen Verschiebungen an.

Die die ersten drei Jahrhunderte wesentlich mit der Taufe verbundenen *Lehr- und Lernprozesse* (Taufkatechumenat) wurden in kultische Vollzüge überführt. Inhaltlich trat die Buße als bestimmendes Thema hervor. Seit dem Ende des 6. Jahrhunderts wurde sie unter monastischem Einfluss aus Schottland in die Beichte überführt und dominierte so die Beziehung der meisten Menschen im Mittelalter zur Kirche. Sie war gut an grundlegende Plausibilitäten der germanischen Kultur anschlussfähig. Vor allem das Prinzip der Gegenseitigkeit von menschlichem Opfer und göttlichem Handeln ist hier zu nennen. Dogmatische Reflexionen blieben auf einen kleinen Kreis von Klerikern beschränkt. Deren Arbeit war eng mit dem Machtdiskurs verbunden, wie die seit der Alten Kirche zu beobachtenden Auseinandersetzungen mit sog. Ketzern zeigen.

Auch das *gemeinschaftliche Feiern* veränderte sich grundlegend. Den Kontext dafür bildete der antike Reinheits- bzw. Pollutionsdiskurs.[[13]](#footnote-13) Zwar hatte sich Jesus von den mit ihm verbundenen Vorstellungen eindeutig distanziert, doch bereits seit dem zweiten Jahrhundert prägte er zunehmend das kultische Handeln. Dem entsprach die Herausbildung einer eigenen Führungsgruppe, der Priester (und hier wiederum der Bischöfe). Vor allem sexuelle Aktivität galt jetzt als verunreinigend. So entstanden das Patenamt – die ein Kind zeugenden Eltern waren durch die mit dem Zeugungsakt verbundene Konkupiszenz verunreinigt – und die sich allerdings über Jahrhunderte erstreckende Forderung nach dem Zölibat der Priester. Ihr kultischer Dienst schien nur mit nicht von sexuellen Stoffen verunreinigten Händen möglich.

Mit der zunehmenden kultischen und priesterlichen Prägung des Christentums als Cultus publicus war ein Zurücktreten des *Helfens zum Lebens* verbunden. Deutlich wird dies am Bedeutungsverlust der Diakone – und anfangs auch Diakoninnen. Sie wurden im Lauf der Zeit zu liturgisch niedrigen Rängen degradiert. Allerdings bildeten sich immer wieder Sondergruppen, die gerade das Helfen zum Leben zu ihrer besonderen Aufgabe macht – teilweise durchaus im Konflikt zur zunehmend reicheren Kirche und ihrer Hierarchie.

Auch sozial erfolgte im Zuge des Übergangs in die germanische Kultur[[14]](#footnote-14) ein erheblicher Wandel in der *Organisation* von Kirche. War diese vorher wesentlich städtisch geprägt, so überwogen jetzt die dörflichen Strukturen. Entschlossen gab Karl der Große in dieser Situation der Kirche mit der Parochialgliederung eine lange Zeit tragfähige Struktur. Nicht mehr die einzelne Person, sondern ihre Zughörigkeit zu einem bestimmten Raum war jetzt entscheidend.

Am Beispiel der *Taufe* kann der tief greifende Wandel im Grundverständnis des Christseins besonders gut nachvollzogen werden.[[15]](#footnote-15) Bis zur Wende vom 7. zum 8. Jahrhundert stand im Zentrum dieser Handlung eine interrogative Formel. Der Täufling – bzw. seine Stellvertreter – wurde dreimal nach dem Glauben befragt und antwortete mit „Credo“. Jetzt rückte der Priester – im Kontext der germanischen Verehrung von heiligen Männern – ins Zentrum und sprach die bis heute übliche Taufformel. Aus einer kommunikativen Interaktion wurde eine kultische Spendung.

Besonders gravierend war beim *Abendmahl* die Abspaltung der Sättigungsmahlzeit vom kultischen Mahl.[[16]](#footnote-16) Damit trat nämlich die bei Jesu Wirken und in den ersten Gemeinden wichtige diakonische Dimension der Mahlfeier zurück. Der Priester rückte in den Vordergrund. Diese Entwicklung kam in den Privatmessen zum Abschluss, die allein der Priester zelebrierte. Eine Gemeinde war jetzt nicht mehr notwendig.

2.3 Bekanntlich war dies auch ein Grund für den energischen Protest Martin Luthers. Grundlegend richtete er sich gegen die nicht zuletzt beim Abendmahl lozierte Verknüpfung von finanziellen Interessen und soteriologischen Aussagen (Stichwort: Ablasshandel).

Bei den *Lehr- und Lernprozessen* legten die Reformatoren, allen voran Luther, großen Wert auf das Verstehen. Entsprechend der damaligen Bildungssituation rückte die Predigt in den Mittelpunkt des kirchlichen Geschehens. Dazu trat das große Engagement für die Schule und die häusliche Erziehung. Die Reformation kann so als eine Bildungsbewegung charakterisiert werden. Theologisch resultierte dieser erzieherische Impetus aus der Einsicht in das allgemeine Priestertum aller Getauften.

Die theologische Konzentration auf das Wort veränderte ebenfalls die Formen des *gemeinschaftlichen Feierns.* Die Predigt mit der Auslegung der Bibel rückte in den Mittelpunkt der Gottesdienste.

Demgegenüber fiel die Dimension des *Helfens zum Leben* weitgehend aus. Die berühmte Kirchendefinition des Artikels 7 der Confessio Augustana ist hierfür ein klarer Beleg: „die Versammlung aller Glaubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heilige Sakrament lauts des Evangelii gereicht werden“ (BSLK 61). Diese aus heutiger Sicht problematische Reduktion ist im damaligen Kontext gut zu verstehen. Zum einen hatte schon Karl der Große die Fürsorge für Arme wesentlich als obrigkeitliche Aufgabe gesehen. Dementsprechend wiesen die Reformatoren der Obrigkeit, die selbstverständlich als membra ecclesiae angesprochen wurde, diese Aufgabe zu. Zum anderen kämpften die Reformatoren gegen die verbreitete Werkgerechtigkeit, die nicht zuletzt zum Ablasshandel führte

*Organisatorisch* bildeten sich in der Reformation unterschiedliche Modelle von Kirche heraus. Dies ist wesentlich durch den jeweiligen Kontext bedingt, bei Luther ein Fürstentum, bei Zwingli und Calvin je eine Stadt. Allerdings wurde das parochiale System grundsätzlich beibehalten und damit die mit ihm verbundene Finanzierung der Pfarrerschaft (Stolgebühren).

Theologisch erfuhr die *Taufe* besonders bei Luther eine Aufwertung, was sich z.B. in teilweise harscher Kritik an der Firmung und anderen Benediktionen äußerte. Allerdings stand wohl die auch hier beibehaltene Dominanz des Worts einer Verbreitung dieser Einsicht entgegen.

Das *Abendmahl* rückte stärker in einen katechetischen Kontext und wurde mit einem in Form der Beichte durchgeführten Abendmahlsverhör verbunden. Doch führte die einseitige Ausrichtung auf Jesu Abschiedsmahl und hier wieder auf den nur bei Matthäus begegnenden Hinweis zur Sündenvergebung zu einer Feierpraxis, die von vielen als bedrückend und belastend empfunden wurde.

1. Heutige Situation Evangelischer Kirche

Aus der vorhergehenden Retrospektive wird deutlich, dass kirchliche Praxis stets nur kontextuell zu verstehen ist. Dabei bildet der politische, gesellschaftliche und kulturelle Kontext den Rahmen, innerhalb dessen und auf den bezogen die Grundimpulse zu kommunizieren sind, die von Jesu Auftreten, Wirken und Geschick ausgehen. Allerdings zeigt sich, dass dies nur teilweise gelang. Vor allem die Einführung von Exklusionen und die weitgehende Vernachlässigung des Helfens zum Leben als eines konstitutiven Modus der Kommunikation des Evangeliums sind in der Christentumsgeschichte unübersehbar und widersprechen dem Auftreten, Wirken und Geschick Jesu. Diese jeweils in bestimmten Kontexten entstandenen Defizite belasten bis heute kirchliche Praxis.

Hinsichtlich der *Lehr- und Lernprozesse* bei der Kommunikation des Evangeliums ist aus kirchenamtlicher Perspektive der reformatorische Einfluss unübersehbar. Die Predigt steht nach wie vor im Mittelpunkt des sonntäglichen Gottesdienstes. Allerdings zeigt ihre zeitliche Verkürzung in den letzten Jahrzehnten ein gewisses Problem an. „Anpredigen“ ist in der Umgangssprache nicht ohne Grund zu einer pejorativen Bezeichnung für Kommunikation geworden. Dazu steht die Kommunikationsform des Unterrichtens im Zentrum der religionspädagogischen Bemühungen, und zwar sowohl in der Schule als auch in der Gemeinde (vor allem Konfirmandenunterricht). Demgegenüber kritische reform- und gemeindepädagogische Ansätze (Stichwort z.B.: Erlebnispädagogik) markieren zwar Probleme, konnten sich bisher aber nicht allgemein durchsetzen. Dazu kommt, dass die Konfessionsgebundenheit des schulischen Religionsunterrichts zwar rechtlich fundiert, de facto aber im Schwinden begriffen ist. Konzeptionell werden Kooperationsmodelle erarbeitet, in der Praxis findet in verschiedenen Schulformen (vor allem Förderschulen und Berufskollegs) kaum noch konfessionsgebundener Religionsunterricht statt. Im Bereich der Erwachsenenbildung bestehen vielfältige Angebote, deren Reichweite aber wohl insgesamt recht begrenzt ist. Nicht selten richten sie sich aus Gründen finanzieller Förderung nach staatlichen Richtlinien.

Beim *gemeinschaftlichen Feiern* verrät die innerkirchlich übliche Rede vom Hauptgottesdienst[[17]](#footnote-17) eine Hierarchisierung, die in Spannung zur tatsächlichen Partizipation durch die meisten Menschen steht. Für sie sind die sog. Kasualien die wichtigsten Verbindungspunkte zur kirchlichen Liturgie. Dabei scheint sich aber teilweise der Prozess wieder umzukehren, der zur Verkirchlichung dieser ursprünglich meist im familiären Bereich angesiedelten Übergänge im Leben führte. Vor allem die Eheschließung führt nur noch eine Minderheit der Paare vor den Altar. In geringerem Ausmaß ist diese Tendenz – aus freilich anderen Gründen – ebenfalls für Bestattungen zu beobachten. Dafür bilden sich neue liturgische Begleitungen an Übergängen im Leben heraus, etwa in Form von Schulanfangsgottesdiensten oder anlässlich von bestimmten Jubiläen.

Beim *Helfen zum Leben* begegnet nach wie vor eine deutliche Abspaltung. Von daher verwundert es nicht, dass viele Menschen zwar die diakonische (und caritative) Arbeit schätzen, diese aber in keinem Zusammenhang mit Kirche sehen. Die im Zuge des Europäisierungsprozesses seit den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts zu beobachtende Veränderung der Rahmenbedingungen organisierter Diakonie fördert noch den theologisch zweifellos bedenklichen Separationsprozess. Dazu richten sich – nicht zuletzt unter Verweis auf andere Praxis im Ausland – Anfragen an die Monopolstellung konfessioneller Seelsorge in öffentlichen Anstalten.[[18]](#footnote-18)

*Organisatorisch* ist für die Evangelische Kirche in Deutschland nach wie vor das – landeskirchlich vermittelte – Parochialsystem grundlegend, flankiert durch vereins- und funktionskirchliche Elemente. Dass dies zunehmend in Spannung zu den tatsächlichen, durch Mobilität geprägten Lebensverhältnissen steht, wird in der Kirchenorganisation nicht berücksichtigt. Die Versuche kirchlicher Auftritte im Internet sind wesentlich vom Bestreben getragen, Informationen leicht zugänglich zu machen. Die möglichen Formen interaktiver Kontakte werden dabei kaum wahrgenommen und entziehen sich wohl auch institutioneller Organisation.

Hinsichtlich der *Taufe* war das EKD-weit 2011 begangene „Jahr der Taufe“ ein Versuch, das theologische Gewicht dieser über die Grenzen der Kirchenmitglieder hinaus attraktiven Handlung in Erinnerung zu rufen und neuen Impulsen Raum zu geben. Sog. Tauffeste fanden vor allem in der regionalen Presse Aufmerksamkeit. Die nach wie vor im reformierten Bereich exklusiv und in der unierten Taufagende als Regel vorgesehene Konzentration bzw. Reduktion der Taufe als Einschub in den Sonntagsgottesdienst wurde dadurch aber wohl nicht revidiert.

Beim *Abendmahl* zeichnen sich einige interessante Entwicklungen ab. Es ist ein deutlicher Anstieg der Abendmahlfeiern zu beobachten. Allerdings scheint dies wesentlich darin begründet, dass eine eher kleine Minderheit der Evangelischen häufiger kommuniziert, das Gros aber selten bzw. nie. Dazu wurde – in einer Parallele zum Einschub der Taufe – das Abendmahl weiter verkirchlicht (im wörtlichen Sinn). Die früher verbreiteten Formen des Haus- und Krankenmahls gehen seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts stark zurück.[[19]](#footnote-19)

1. Transformationen

Im Folgenden mache ich anhand weniger Beispiele auf grundlegende Transformationen aufmerksam, die zunehmend kirchliche Praxis bestimmen und in deren staatsanaloge Organisationsform nur teilweise Eingang finden bzw. aufgenommen werden können.

Im Bereich der *Lehr- und Lernprozesse* wurde bereits auf den Rückgang der konfessionellen Bindung des schulischen Religionsunterrichts hingewiesen. Das gegenwärtig unsere Schulen erreichende und menschenrechtlich begründete Konzept der Inklusion dürfte diese Situation noch verschärfen. Es ist pädagogisch kaum einzusehen, dass Schüler/innen sehr unterschiedlicher kognitiver Befähigungen und Herkunft miteinander in allen anderen Fächern lernen können, nicht aber evangelische, katholische, muslimische und nicht zuletzt konfessionslose Schüler/innen im Bereich Religion. Das für den Staat vordringliche Ziel der Erhaltung des Religionsfriedens würde wohl besser in einem gemeinsamen Unterricht erreicht. Dass daraus neue Herausforderungen für evangelische Bildungsarbeit resultieren, liegt auf der Hand. Die mittlerweile verbreiteten Bemühungen um ökumenische Kooperation sind erste Schritte auf diesem Weg.

Entsprechend der schnellen technischen Entwicklungen und hierauf bezogener sozialer Veränderungen dehnen sich Bildungsprozesse zunehmend aus. Nicht nur beruflich, sondern auch sonst nehmen Menschen an entsprechenden Angeboten teil. Bei diesen ersetzt häufig aktive Partizipation früher übliche, primär auf Rezeption bezogene Lernprozesse. Die verbreitete Form des im Wochenrhythmus erteilten Konfirmandenunterrichts erscheint demgegenüber merkwürdig rückwärtsgewandt. Die früher mit der Konfirmation verbundene Schwelle des Eintritts in den Beruf hat sich längst in spätere Lebensjahre verlegt. Zudem verdankt sich die Annahme von gewissen lebenslang vorhaltenden Wissensinhalten längst überholten, statisch angelegten Erziehungskonzepten. Zerdehnungen der Konfirmandenzeit, etwa durch ein sog. vorgezogenes Konfirmandenjahr in der 3. bzw. 4. Klasse und damit verbundene Einbeziehung von Eltern als Katechetinnen, erscheinen demgegenüber innovativ, verbreiten sich aber nur langsam. Dazu halten viele Gemeinden an der überkommenen Struktur der Konfirmandenstunden fest, die sich eher einem industriellen Zeittakt als lernpsychologischen Einsichten verdanken und Gefahr läuft, die Schulmüdigkeit der Heranwachsenden noch zu verstärken. Blockmodelle wie Konfi-Camps verbunden mit einer breiten Teamer-Arbeit weisen hier weiter.

Beim *gemeinschaftlichen Feiern* finden nicht zuletzt auch bei formal weniger gebildeten Menschen eventförmige Angebote Zuspruch. Bei manchen Tauffesten gelang es z.B., Menschen in schwierigen Lebenssituationen eine Feier zu ermöglichen, die sie sich mit eigenen Mitteln nicht hätten leisten können. Großer Zuspruch ist auch bei Gottesdiensten zur Einschulung bzw. zum Schulabschluss zu beobachten. Schüler/innen und Lehrer/innen bereiten sie oft sorgfältig vor, viele Verwandte und Freunde nehmen teil. In der Regel sind diese Feiern ökumenisch, teilweise multireligiös. Dies trägt eingangs genannten Veränderungen Rechnung und bietet die Chance einer Horizonterweiterung für alle Beteiligten. Ähnliches gilt für gemeinwesenbezogene Gottesdienste. Hier bietet sich die Möglichkeit – analog zu Jesu Gleichnissen – Alltägliches auf das Wirken Gottes hin durchsichtig zu machen. Einen neuen Horizont eröffnen Gottesdienste, die sich elektronischer Kommunikation bedienen. Sie reichen von den bereits traditionellen Fernsehgottesdiensten und Rundfunkandachten bis zu Internetgottesdiensten. In anderen Ländern – wie z.B. Südkorea – ist es heute selbstverständlich, dass die sonntäglichen Gottesdienste gestreamt werden und so sich der Gemeinde zugehörig Fühlende, die nicht physisch präsent sein können, beteiligen können. Eine weitgehend noch offene Frage ist, ob und wie die Reduktion des Abendmahls auf ein kultisches Ritual überwunden und damit nicht zuletzt seine diakonische Dimension wiedergewonnen werden kann. Dass dies theologisch wichtig ist, dürfte kaum zu bestreiten sein.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen – nicht zuletzt wegen der hohen Akzeptanz durch Menschen ohne Kirchenbindung – Aktivitäten im Sinne des *Helfens zum Leben.* Neue Initiativen wie die Notfallseesorge oder die Schulseelsorge haben darin eine Gemeinsamkeit, dass sie nicht Menschen in kirchliche Veranstaltungen einladen, sondern die Perspektive des Evangeliums in alltagsweltliche Kontexte einbringen. Ähnliches gilt auch bei der Krankenhausseelsorge für das Konzept des „Spiritual Care“.[[20]](#footnote-20) In diesen Beispielen zeigt sich gegenwärtig ein neues Paradigma für kirchliche Arbeit vielleicht am deutlichsten: die Assistenz in alltäglich gegebenen Situationen.

Wegen der wesentlich auf das parochiale System bezogenen kirchlichen *Strukturen* werden neue Gemeinschaftsformen im Kontext der Kommunikation des Evangeliums nicht oder kaum wahrgenommen. Hier lohnt sich ein Blick ins Ausland:

So öffnet sich die anglikanische Kirche für „fresh expressions of church“. Neben der herkömmlichen parochialen Struktur, die – wie man sich in England eingesteht – nur noch einen abnehmenden Teil der Menschen erreicht, lässt man hier neue Organisationsformen zu. Sie sollen auch später nicht in die bisherige Struktur integriert werden. Das konzeptionelle Stichwort ist dafür „Kontext“.[[21]](#footnote-21) Es wird also nicht versucht, Menschen aus ihrem Alltag in die Kirche einzuladen. Vielmehr sammeln sich Menschen in einem bestimmten Kontext, etwa einem Geschäft oder einer Freizeitbeschäftigung, und kommunizieren hier das Evangelium.

Vor allem für jüngere Menschen potenziell bedeutungsvoll sind Formen christlicher Gemeinschaft im Netz. Die aus den USA stammende und vor allem dort agierende Bewegung der Emergents sind ein Beispiel für das Modell einer „Wiki-Church“,[[22]](#footnote-22) also einer Sozialgemeinschaft, die sich wesentlich durch elektronische Kommunikation bildet und fortgeführt. Herkömmliche Mitgliedschaftsverhältnisse sind hier durch Netzwerkstrukturen abgelöst, die insgesamt eine erstaunliche Stabilität zeigen.

In der *Taufpraxis* enthält der Wandel im Taufalter neue Herausforderungen und eröffnet zugleich neue Möglichkeiten, die noch kaum wahrgenommen werden. So könnte die Taufe von Menschen unterschiedlichen Lebensalters und verschiedener Herkunft etwas von der ökumenischen Pluriformität anschaulich machen, die von Beginn für die jenseits menschlicher Distinktionen bestehende Inklusivität von Kirche als Leib Christi charakteristisch ist.

Beim *Abendmahl* dürfte das Bemühen weiterführen, die diakonische Dimension wiederzugewinnen. Diakonische Modelle wie die Vesperkirchen verdienen hier ebenso Interesse wie allgemein gesellschaftliche Formen gemeinsamen Essens bei bestimmten Gestaltungen von Charity Dinners.[[23]](#footnote-23)

1. Ausblick: Kirche als Assistenz-System

Vom Grundimpuls des Christentums her sind der enge Anschluss an die allgemeine Lebenswelt, die grundsätzliche Offenheit für alle Menschen jenseits sonst üblicher Exklusionen sowie die den ganzen Menschen umfassende Zuwendung im Modus des Helfens zum Leben charakteristisch. Es geht also bei der Kommunikation des Evangeliums nicht primär um die Erstellung oder Stabilisierung einer eigenen Sozialform. Im Zuge verschiedener Kontextualisierungen hat sich dies erheblich verändert. Emanuel Hirsch schrieb in seiner Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts kritisch:

„Der Geschichte der evangelischen Theologie und Kirche im 19. Jahrhundert haftet die Eigentümlichkeit an, daß in einem Maße, welches keinem früheren Zeitalter, auch nicht dem der Reformation, bekannt ist, die Kirche selber, ihr Wesen, ihre Aufgabe, ihre Gestalt und Ordnung, ihr Verhältnis zum Staat und zum allgemeinen Leben überhaupt, der Gegenstand, wo nicht gar Mittelpunkt theologischen und kirchlichen Urteilens und Handelns wird. Langsam läuft die Bewegung in dieser Richtung an, um sich dann mehr und mehr zu steigern und im 20. Jahrhundert vielfach zu der merkwürdigen Erscheinung einer Kirche zu führen, die dadurch Gott und Christus am besten zu dienen meint, daß sie von sich selber, ihrer Hoheit, ihrer Vollmacht lehrt und sich selber – in jedem Sinne des Worts – erbaut und Gott für sich selber dankt und preist.“[[24]](#footnote-24)

Das 2006 erschienene EKD-Impuls-Papier „Kirche der Freiheit“ scheint mir der Endpunkt dieser Entwicklung zu sein. Ihr Scheitern ist zehn Jahre nach dem Erscheinen offenkundig.

Der hier vertretenen Hochschätzung von verfasster Kirche stehen tief greifende *Veränderungen in der Kommunikationskultur* entgegen, sofern sie sich auf Fragen der Daseins- und Wertorientierung erstrecken. Solche Kommunikationen vollziehen sich nicht mehr – wie lange Zeit – im Modus der Autorität, sondern in dem der *Authentizität.[[25]](#footnote-25)* Deutlich tritt dies z.B. in der Blog-Kommunikation zu Tage.[[26]](#footnote-26) Hier sind keine Institutionenvertreter gefragt, denen Eigeninteressen unterstellt werden, sondern Menschen mit bestimmten Erfahrungen, die als hilfreich empfunden werden. In diesen neuen Kommunikationstyp, bei dem nicht mehr der Sender, sondern der – potenzielle – Empfänger dominiert, kann die Kommunikation des Evangeliums nur durch „allgemeine Priester“, kaum durch ordinierte Pfarrer Eingang finden. Kirche als Organisation kann assistieren, wenn sie Menschen befähigt, ihr mit der Taufe verliehenes Priesteramt wahrzunehmen.

Auf der organisatorischen Seite gilt es demnach heute, Kirche inmitten und in Bezug auf andere Sozialformen, in denen das Evangelium kommuniziert wird, zu profilieren.[[27]](#footnote-27) Sie fungiert dann wesentlich als ein *Assistenzsystem* für andere lebensweltlich gegebene Sozialformen wie Familie, Schule oder die Medien sowie diakonische bzw. caritative Organisationen. Während diese einen unmittelbar lebenspraktischen Bezug haben, kann Kirche durch den expliziten Rückbezug auf den christlichen Grundimpuls neue Horizonte eröffnen und gegenwärtige Praxis mitunter kritisch begleiten.

Für die konkrete Arbeit folgt daraus, dass die Bedeutung von *Projektarbeit* zunehmen wird. Je nach Notwendigkeiten in anderen Bereichen ist dann kirchliches Engagement gefragt. Vor allem in der Diakonie sind Bewegungen in dieser Richtung zu beobachten.[[28]](#footnote-28) Dies gilt ebenso für den Bereich der öffentlichen Theologie mit ihrem Eintreten für die Trias der ökumenischen Bewegung: Eintreten für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung.

Dabei ergeben sich offene Fragen, vor allem hinsichtlich der Verbindlichkeit kirchlicher Praxis (bzw. umgekehrt hinsichtlich eventueller Beliebigkeit). Kontinuität und konkreter Situationsbezug sind in ein angemessenes Verhältnis zu setzen, was je nach konkretem Kontext wohl recht unterschiedlich geschehen kann. Sodann dürfte sich die Frage der Finanzierung kirchlicher Arbeit zumindest mittelfristig neu stellen. Die Kirchensteuer als gegenwärtige finanzielle Hauptquelle kirchlicher Arbeit ist Ausdruck einer staatsanalogen, und damit selbstverständlichen Institution. Je stärker der Optionscharakter des Bezugs zu Kirche wird, desto weniger plausibel ist die Erhebung einer Steuer. Bei der vierten EKD-Mitgliedschaftsumfrage hielt erstmals nicht einmal die Hälfte der Kirchenmitglieder die Kirchensteuer für „gerecht“.[[29]](#footnote-29) Zehn Jahre später wurde vorsichtshalber gar nicht mehr danach gefragt. Die Austrittszahlen von 2014 geben aber eine deutliche Antwort. Ob sie Ausdruck eines Abbruchs oder eines Umbruchs ist, hängt davon ab, auf was der Begriff sich jeweils bezieht. Für die Kommunikation des Evangeliums würde ich „Umbruch“ vorziehen.

Christian Grethlein

1. Gert Pickel, Jugendliche und Religion im Spannungsfeld zwischen religiöser und säkularer Option, in: Heinrich Bedford-Strohm/Volker Jung (Hg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015, 142-160, 158. [↑](#footnote-ref-1)
2. A.a.O. 160. [↑](#footnote-ref-2)
3. Stefan Huber, Kommentar: Gott ist tot! Tatsächlich? – Transzendenzerfahrungen und Transzendenzglaube im ALLBUS 2012, in: Heinrich Bedford-Strohm/Volker Jung (Hg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015, 267-276, 276. [↑](#footnote-ref-3)
4. A.a.O. [↑](#footnote-ref-4)
5. A.a.O. 267. [↑](#footnote-ref-5)
6. Thomas Schlag, Kommentar: Religion und Kirche im Lebenslauf – ein Kommentar aus praktisch-theologischer Perspektive, in: Heinrich Bedford-Strohm/Volker Jung (Hg.), Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015, 176-181, 180. [↑](#footnote-ref-6)
7. Huber, a.a.O. 269. [↑](#footnote-ref-7)
8. A.a.O. 271. [↑](#footnote-ref-8)
9. Die diesen Prozentangaben zu Grunde liegenden Zahlen entstammen Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) (Hg.), Zahlen und Fakten zum kirchlichen Leben 2015, Hannover 2015, 4. [↑](#footnote-ref-9)
10. S. ausführlicher Christian Grethlein, Praktische Theologie, Berlin 2012, 253-323. [↑](#footnote-ref-10)
11. S. Hans-Joachim Eckstein, Gottesdienst im Neuen Testament, in: Ders./Ulrich Heckel/Birgit Weyel (Hg.), Kompendium Gottesdienst, Tübingen 2011, 22-41, 40. [↑](#footnote-ref-11)
12. Jan Hermelink, Kirchliche Organisation und das Jenseits des Glaubens. Eine praktisch-theologische Theorie der evangelischen Kirche, Gütersloh 2011, 169. [↑](#footnote-ref-12)
13. S. Arnold Angenendt, Offertorium. Das mittelalterliche Meßopfer (LQF 101), Münster 2013², 75-78. [↑](#footnote-ref-13)
14. S. Volker Leppin, Geschichte des mittelalterlichen Christentums, Tübingen 2012, 81f. [↑](#footnote-ref-14)
15. S. Christian Grethlein, Taufpraxis in Geschichte, Gegenwart und Zukunft, Leipzig 2014, 43f. [↑](#footnote-ref-15)
16. S. zur Entwicklung im Einzelnen Christian Grethlein, Abendmahl feiern in Geschichte, Gegenwart und Zukunft, Leipzig 2015, 21-106. [↑](#footnote-ref-16)
17. S. Frieder Schulz, Was ist ein Hauptgottesdienst?, in: JLH 25 (1981), 82-89. [↑](#footnote-ref-17)
18. S. z.B. unter Hinweis auf die Niederlande Stefan Gärtner, Seelsorge *wird* Spiritual Care vs. Spiritual Care *und* Seelsorge. Ein Ländervergleich der institutionellen und rechtlichen Rahmenbedingungen, in: Spiritual Care. Zeitschrift für Spiritualität in den Gesundheitsberufe 4 (2015), 202-214. [↑](#footnote-ref-18)
19. S. die statistischen Befunde in Tabellenform bei Grethlein (Anm. 7), 126 und 128. [↑](#footnote-ref-19)
20. S. z.B. Traugott Roser, Seelsorge und Spiritual Care, in: Michael Klessmann (Hg.)m Handbuch der Krankenhausseelsorge, Göttingen 2013, 58-76. [↑](#footnote-ref-20)
21. S. grundlegend Michael Moynagh, Church for Every Context. An Introduction to Theology and Practice, London 2012. [↑](#footnote-ref-21)
22. S. Tony Jones, The New Christians. Dispatches from the Emergent Frontier, San Francisco 2008, 180-192. [↑](#footnote-ref-22)
23. S. Grethlein (Anm. 7), 199-202. [↑](#footnote-ref-23)
24. Emanuel Hirsch, Geschichte der neuern evangelischen Theologie Bd. 5, Münster 1984 (Gütersloh ³1964), 145. [↑](#footnote-ref-24)
25. S. Armin Nassehi, Religiöse Kommunikation: Religionssoziologische Konsequenzen einer qualitativen Untersuchung, in: Bertelsmann Stiftung (Hg.), Woran glaubt die Welt? Analysen und Kommentare zum Religionsmonitor 2008, Gütersloh 2009, 169-203, 188-190. [↑](#footnote-ref-25)
26. S. Antje Schrupp, Inside – aus der Perspektive einer Bloggerin und evangelischen Publizistin, in: Ilona Nord/Swantje Luthe (Hg.), Social Media, christliche Religiosität und Kirche. Studien zur Praktischen Theologie mit religionspädagogischem Schwerpunkt (POPKULT 14), Jena 2014, 431-440. [↑](#footnote-ref-26)
27. Vgl. auch die differenzierten Bestimmungen von Auftrag und Aufgabe von Kirche in Eberhard Hauschildt/Uta Pohl-Patalong, Kirche (Lehrbuch Praktische Theologie 4), Gütersloh 2013, 409-438. [↑](#footnote-ref-27)
28. S. Ellen Eidt, Wie kann ein geistliches Amt zum Projektthema werden? Diakonat zwischen Ämterfragen und Projekterfordernissen, in: Annette Noller/Ellen Eidt/Heinz Schmidt (Hg.,), Diakonat – theologische und sozialwissenschaftliche Perspektiven auf ein kirchliches Amt, Stuttgart 2013, 207-225. [↑](#footnote-ref-28)
29. S. Wolfgang Huber/Johannes Friedrich/Peter Steinacker (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006,461. [↑](#footnote-ref-29)